

Dr. Hannes Androsch

**Bildung und Forschung als Grundlage
erfolgreicher einzelwirtschaftlicher Tätigkeit**

Festvortrag

anlässlich des 25-jährigen Bestehens

der SoWi-Fakultät der

Universität Innsbruck

Innsbruck, 29. Juni 2001

Auf die Wichtigkeit von Wissen hat der englische Philosoph Francis Bacon schon vor rund 400 Jahren mit seinem zum Sprichwort gewordenen Ausspruch „Wissen ist Macht“ verwiesen. Bacon verband mit seiner Erkenntnis allerdings die Forderung empirische Beobachtungen und Experimente anstatt Spekulationen als Quelle des Wissens zu begreifen. Nunmehr wird Wissen aber vielmehr selbst zu einem entscheidenden Produktions- und Wettbewerbsfaktor.

Wir leben in einer Zeit großer Umwälzungen und tiefgreifender Veränderungen. Wirtschaft und Gesellschaft geraten zunehmend in den Sog eines dramatischen Veränderungsprozesses. Neue technologische Entwicklungen, allen voran die neuen Informations-, Kommunikations- und Verkehrstechnologien, aber auch die sich abzeichnenden Entwicklungen in den Biotechnologien und in der Gentechnologie haben eine revolutionäre Umbruchphase eingeleitet.

Vor rund 250 Jahren leitete die industrielle Revolution die Ablösung der Agrargesellschaft durch die Industriegesellschaft ein. Nunmehr mutiert das Industriezeitalter zum Wissenszeitalter. Die Industriegesellschaft wird von der Wissens-, Informations- und Dienstleistungsgesellschaft abgelöst. Dies bedeutet statt rauchende Schloten rauchende Köpfe. Verstand wird wichtiger als Muskeln, Wissen wichtiger als Rohstoffe. Brainpower löst Horsepower und Manpower ab. Der bestimmende Faktor ist das Humankapital. Das intellektuelle Kapital wird zunehmend wichtiger als Sach- und das Finanzkapital. Der mit den neuen technologischen Entwicklungen ausgelöste Wandel wird im allgemeinen unter dem Schlagwort „Globalisierung“ zusammengefasst.

Die gegenüber der Internationalisierung neue Qualität und neue Dimension der Globalisierung manifestiert sich neben der Intensivierung des gegenwärtigen Internationalisierungsschubes in Folge der kommunikations- und verkehrstechnologischen Revolution vor allem in der Verzahnung und Verschränkung der Gütermärkte, der Arbeitsmärkte, der Finanzmärkte und der Wissensmärkte über alle politischen Grenzen hinweg. Die Welt wird zum global village.

Die Wertschöpfung der Unternehmen erfolgt zunehmend dort, wo die besten Bedingungen herrschen. Darüber hinaus produzieren Unternehmen im globalen Kontext zunehmend auch dort, wo sie ihre Produkte verkaufen wollen, damit auf dem lokalen Markt auch die für den Absatz der Produkte notwendige Kaufkraft generiert wird: Dies bedeutet local content, aber auch Ausnutzung aller kombinatorischen Wettbewerbsmöglichkeiten.

Damit eröffnet die Globalisierung auch eine neue Perspektive zur Mehrung des Wohlstandes aller Nationen und derer Menschen, auch wenn nicht alle und nicht alle sofort den gleichen Nutzen davon haben werden, wie die Unterschiede der Ersten bis zur Vierten Welt bzw. in den einzelnen Regionen und Ländern zeigen.

Als Folge dieser Entwicklungen befinden wir uns mitten im Konfliktfeld des Paradigmenwechsels vom auslaufenden industriellen Zeitalter zum heraufkeimenden Zeitalter des Wissens. Die damit verbundenen Veränderungen zeugen zugleich Zukunftsängste, von der insbesondere die Verfasser boomender Domsday-Bücher ihren Nutzen ziehen. Die Globalisierung wird von ihren Gegnern vor allem als Falle gesehen, die Armut erzeugt. In diesem Kontext werden multinationale Unternehmen häufig mit dem Vorwurf konfrontiert, nur dem shareholder-value verpflichtet zu sein und damit eine neue Form der globalen Ausbeutung zu installieren. Dies ist eine

Verkennung der Realität. Das Selbstverständnis eines auf Nachhaltigkeit aufgebauten Unternehmens muß alleine aus Gründen der Sicherung seiner gedeihlichen unternehmerischen Entwicklung auch Verantwortung gegenüber den jobholdern und stakeholdern, als Corporate Social Responsibility wahrnehmen. Selbst Milton Friedman, der bekanntlich gemeint hat, die erste Pflicht eines Unternehmens sei, „so viel Geld wie möglich zu machen“, hat in Ergänzung dazu angeführt „konform mit den Grundregeln der Gesellschaft, nach dem Gesetz und den ethischen Gewohnheiten“. Sir John Browne, Group Chief Executive von British Petrol, hat dieses Postulat wie folgt verdeutlicht: „I know some people assume our interest lies solely in the maximization of short-term profit. I'm a great believer in having to deliver a highly competitive return to our shareholders every quarter. But I see no trade off between the short term and the long. Companies can only flourish when they serve their customers and their communities and when their employees feel valuable and productive. These are the conditions in which we can best pursue our business.“

Von den Gegnern der Globalisierung wird allerdings übersehen, welche Chancen die Globalisierung gerade zur Verringerung der Armut bietet, weil sie insgesamt den Wohlstand der Menschen fördert. Die geballten und mittlerweile auch inakzeptablen, weil gewalttätig gewordenen Protestaktionen der Gegner der Globalisierung vermitteln keine zukunftsgerichtete Antworten auf die Herausforderungen des neuen wirtschaftlichen Wandels und den daraus resultierenden Megatrends. Das Rad der Zeit hat sich allerdings noch nie zurückdrehen lassen. Und die, die es anhalten wollten, sind, wie wir aus der historischen Erfahrung wissen, oft genug selbst unter die Räder gekommen.

Der Prozess der Globalisierung wird sich auch nicht durch wilde Proteste stoppen lassen. Vielmehr stellt sich die Herausforderung, den Globalisierungsprozess nutzbringend zu gestalten. Schon ein altes chinesisches Sprichwort besagt: „Herr der Vergangenheit ist, der sich erinnern kann. Herr der Zukunft ist, wer sich wandeln kann.“

Die Welt der Globalität zu begreifen heißt begreifen, dass sie die eine Welt ist oder keine. Die Komplexität der Welt müssen wir verstehen: Wissen und der rasche Zugang zu Informationen sind unabdingbar für die Entscheidungsträger und die Zivilgesellschaft, auch wenn es diese im Weltmaßstab noch nicht gibt. Wir leben unter einem Dach in einem globalen Dorf. Wenn das Dach Sprünge bekommt, droht es herabzustürzen und alle und alles zu zerstören. Insofern benötigt unsere Welt „good governance“.

Eine solche ist auch im Interesse der Wirtschaft. Sir John Browne verdeutlichte dies wie folgt: „Investment and anarchy don't mix. Many of the problems faced by companies - in ethics and environmental policy and in dealing with people - occur in areas where government lacks legitimacy. The need for effective government is true at the local and national level. The need for effective public institutions also exists at the international level“.

Die neuen globalen Regelmechanismen müssen neben Aspekten der Wettbewerbspolitik und der Rechtssicherheit auch soziale und ökologische Belange miteinbeziehen. Als Handlungsanleitung muss dabei gelten: so viel Staat, politischer Überstaat und Regulierung wie nötig, so viel individuelle Eigenverantwortlichkeit, Freiheit und Markt wie möglich. Zur Umsetzung dieser Aufgabenstellung wird auch eine neue Allianz von Wissenschaft, Wirtschaft und Politik unabdingbar sein. Dabei

bewahrheitet sich einmal mehr der Befund von Daniel Bell, demzufolge die einzelnen Staaten schon längst zu groß für die Lösung kleiner Probleme und zu klein für die Lösung großer Probleme sind.

Neue technologische Entwicklungen und Internationalisierung waren schon immer Ursache und Begleiterscheinungen des wirtschaftlichen Wachstums. Dieses hat wiederum eine ungemeine Steigerung des Wohlstandes vor allem in den entwickelten Industrieländern ermöglicht. Eric Hobsbwan hat dies mit dem einprägsamen Bild verdeutlicht, wonach ein Durchschnittsbürger der westlichen Welt heute besser lebt als ein Monarch vor 200 Jahren. Der mit der industriellen Revolution einhergehende wissenschaftliche Fortschritt insbesondere in Bereichen wie der Landwirtschaft und der Medizin löste allerdings auch die Explosion der Weltbevölkerung aus.

Im Jahr 1800 bevölkerten 900 Millionen Menschen die Erde, 1900 bereits 1,6 Milliarden. Zur letzten Jahrtausendwende hat die Weltbevölkerung die Sechsmilliarden-Grenze überschritten. Sie wird in den nächsten fünfzig Jahren auf zehn Milliarden Menschen ansteigen. Die Bevölkerungsexplosion wird ausschließlich in den ärmeren Ländern der Welt stattfinden. In hochentwickelten Industriestaaten wird die Zahl der Einwohner ohne Zuwanderung im besten Fall gleich bleiben oder sogar sinken. Die daraus resultierenden, in ihrer Bandbreite noch gar nicht abschätzbaren Folgewirkungen werden aufgrund ihrer Komplexität immer mehr auch im globalen Kontext gesehen werden müssen. Die Industriegesellschaften sind zudem mit einer zunehmenden Überalterung der Gesellschaft konfrontiert. Sie werden zu „Ageing Societies“ mit mannigfachen und weitreichenden Auswirkungen. Dafür ist die Finanzierung der Altersvorsorge nur ein, wenngleich schon akut gewordenes Beispiel.

Mit der Explosion der Weltbevölkerung ist auch eine weitere zunehmende Beanspruchung der natürlichen Ressourcen unseres Planeten verbunden. Signifikantes Beispiel unter vielen ist die Versorgung der Menschheit mit Wasser, vor allem mit reinem Wasser. Diese Thematik ist schon jetzt virulent. Sie droht in Zukunft zu einem bedeutenden politischen Konfliktstoff zu werden. Enorme Gefahrenpotentiale für die Menschheit stellen auch die Gefährdung der Umwelt und des Klimas dar. Dies trifft auch die sogenannten ABC-Waffen und dabei insbesondere die nukleare Proliferation. Die Werkzeuge zur Kriegsführung und zur Massentötung haben im 20. Jahrhundert einen noch nie dagewesenen Entwicklungsstand erreicht. Hier zeigt sich wissenschaftlicher Fortschritt nicht in der Gestalt von Doktor Jekyll, sondern in der Fratze von Mister Hyde.

Zur Lösung vieler der aktuellen Problemstellungen, mit denen die Menschheit konfrontiert ist, werden wiederum wissenschaftlich-technischen Neuerungen beitragen. Letztlich gilt es aber, eine globale Vision zu entwickeln und umzusetzen, die nicht nur einen Abbau des oft als digital divide bezeichneten ungleichen Zugangs der einzelnen Länder und Regionen zu den neuen technologischen Entwicklungen anstrebt. Eine solche Vision muß vielmehr vor allem die Generierung von Wohlstand, Wohlfahrt und Lebensqualität als auch die Sicherstellung von Demokratie, Freiheit, Sicherheit und Frieden im globalen Kontext zum Ziel haben. Diesbezüglich sei an die mahnenden Worte von Willy Brandt erinnert: „Friede ist nicht alles, aber ohne Friede ist alles nichts.“

In diesem Zusammenhang ist auch eine wichtige Aufgabenstellung der Wissenschaft, verstärkt in den Dialog mit der Öffentlichkeit einzutreten. Dazu zählt Information über

neue Forschungsergebnisse ebenso wie das Aufzeigen verschiedener Szenarien möglicher Entwicklungen. Gerade in den turbulenten Zeiten des Umbruchs ist es für die Politik, die Öffentlichkeit, aber auch die Wirtschaft wichtiger denn je zu erfahren, wohin die Reise führen könnte. Nur durch umfassende Informationen über mögliche Entwicklungen werden wir in die Lage versetzt, Zukunft zu gestalten: Das heißt, Weichen zu stellen, gewünschte Entwicklungen zu verstärken und unerwünschte abzuschwächen. Denn Zukunft fällt nicht vom Himmel. Wie sie wirklich wird, hängt von unseren jetzigen Entscheidungen ab. Und damit ist Zukunft auch Gegenwart.

Die Austrian Research Centers mit Sitz in Seibersdorf haben als erste europäische Großforschungseinrichtung und als erstes österreichisches Unternehmen diesbezüglich mit ihrer heuer erstmals veröffentlichten Wissensbilanz 1999 einen beachtenswerten Vorstoß unternommen. Nicht von ungefähr ist diese Bilanz unter das Motto gestellt worden „Wissen schafft Zukunft“.

Auch die Fraunhofer-Gesellschaft hat mit dem von ihrem Präsidenten Hans-Jürgen Warnecke herausgegebenen populärwissenschaftlichen Buch „projekt zukunft“ einen nachahmenswerten Weg beschritten. Warnecke begründete die Umsetzung dieses Buchprojektes im Vorwort damit, dass die demokratische Gesellschaft zu Recht von den Forschern eine neue Kommunikationskultur der Einfachheit und Verständlichkeit abverlange. Motto soll dabei ein Zitat von Albert Einstein sein „Alles soll so einfach wie möglich dargestellt werden, aber nicht einfacher.“

Die Geschichte der Zivilisation liest sich wie eine Kette immer schneller aufeinander folgender Innovationen. Charles Duell, der vor 100 Jahren das US-Patent-Office leitete, irrte, als er meinte: „Alles, was erfunden werden konnte, wurde gefunden.“

Die Bedeutung von Innovationen als treibende Kraft einer Volkswirtschaft wurde von dem österreichischen Ökonomen und vor seiner Berufung nach Harvard auch Kurzzeit-Finanzminister der Ersten Republik, Joseph Alois Schumpeter, erkannt. Schumpeter definierte Innovation als einen Prozess der schöpferischen Zerstörung. Neue und qualitativ bessere Produktionsverfahren und Waren verdrängen die alten ständig aufs Neue. Die Geschichte des Kapitalismus verstand Schumpeter als eine Geschichte von technischen Revolutionen.

John Maynard Keynes und Karl Marx prägten die Ökonomie der beiden Wirtschaftssysteme während des Kalten Krieges. Schumpeter und Friedrich von Hayek repräsentieren die Ökonomie der Globalisierung.

So unverzichtbar innovatorische Ideen für die Wirtschaft sind, eine Garantie für den unternehmerischen Erfolg stellen sie für sich alleine, also ohne betriebswirtschaftliche Unterfütterung, nicht dar. Das von Auguren und Analysten zuletzt verbreitete Bild, die neuen Technologie-Unternehmen der sogenannten New Economy seien immun gegen das Auf und Ab der Konjunktur, gegen steigende Zinsen und fallende Wachstumsraten, hat sich inzwischen als Mythos herausgestellt. Die ungesunden Spekulationsblasen, die um die sogenannten dot.com Firmen entstanden sind, sind mittlerweile geplatzt. Die nunmehrigen „dot.bombs“ oder „dot.flops“ sind auch schmerzhafter Beweis dafür, dass das Gesetz der ökonomischen Schwerkraft nicht ausser Kraft gesetzt werden kann. Mit wirtschaftlichen Aktivitäten muss Geld verdient und darf nicht verloren werden.

Viele dieser ehemaligen Start-ups scheiterten auch an Fehlern des Personalmanagements, insbesondere der Gewinnung und Bindung von Top-Leistern, also Managern und Spezialisten. Mittlerweile ist aufgrund des ausgetrockneten Arbeitsmarktes sowohl die Rekrutierung von Spezialisten als auch qualifizierten Fachkräften zu einem generellen Problem für die Wirtschaft geworden. Der Mangel an verfügbaren Fachkräften wird für die gesamte Wirtschaft auch immer mehr zu einem Innovationshemmnis. So konnten im vergangenen Jahr in Deutschland rund 6000 Industrie- und 20.000 Dienstleistungsunternehmen neue Innovationsprojekte erst gar nicht beginnen, weil ihnen die dazu notwendigen Fachkräfte fehlten.

Wie ernst die Situation ist, belegen die Zahlen fehlender IT-Fachkräfte. In Westeuropa werden Schätzungen zufolge bis zum Jahr 2003 rund 3,85 Millionen IT-Spezialisten. Der Personalchef von Daimler-Chrysler, Günther Fleig, spricht für viele, wenn er zu Recht meint, der nächste Innovationssprung wird keine Frage der Technik, sondern eine Frage des Personals sein.

Die Wettbewerbsfähigkeit unserer Wirtschaft hängt vor allem von ihrer Innovationskraft und damit von der Innovationsfähigkeit und der Kreativität der Mitarbeiter ab. Wissen und Können werden zu einem immer wichtiger werdenden Produktionsfaktor. Nicht nur die Unternehmen, sondern ganze Wirtschaftsräume stehen verstärkt in einem gegenseitigen Wettstreit um Investoren, Zukunftsindustrien, vor allem aber auch um die besten Köpfe (war for talents, talents scouting).

Diese Entwicklung macht auch vor den Wissenschaften nicht Halt. Die Wirkungsstätte der Forscher ist längst nicht mehr auf das eigene Land oder den eigenen Kontinent beschränkt. Ein erfolgreicher Wissenschaftler sucht sich heutzutage seine Arbeitsstätte dort, wo er die besten Bedingungen findet. Dabei zählt in erster Linie nicht so sehr die Höhe des Gehaltes, sondern vielmehr das Angebot an verfügbaren Ressourcen. Wie viele Forschungsmittel geboten werden, wie viele Laborplätze, welche Infrastruktur.

Wissen ist zum Rohstoff der Zukunft geworden, nach dem weltweit geschürft wird. Wer es nicht schafft, den Talentpool anderer Länder anzuzapfen, droht wissenschaftlich und damit wirtschaftlich in die zweite Liga abzusinken.

In den Vereinigten Staaten hat man diese Gefahr schon lange erkannt. 21 Prozent des wissenschaftlichen Hochschulpersonals stammen aus anderen Ländern. Bei uns hingegen ist ein nicht heimischer Professor fast noch seltener als eine Frau auf einem Lehrstuhl. Bei den Naturwissenschaftlern, die nach ihrer Promotion in einem Labor arbeiten, beträgt in den USA der Ausländeranteil sogar 50 Prozent.

Ohne den Fleiß und die Neugier ausländischer Akademiker wären amerikanische Universitäten nicht das, was sie sind, hätten ihre Forscher in den vergangenen 25 Jahren nicht etwa zwei Drittel aller Nobelpreise gewonnen.

Der Brain Drain in die USA erreichte nach der Machtergreifung Hitlers ein besonders hohes Ausmaß. Hunderte, meist jüdische Gelehrte aus Deutschland und Österreich, fanden in den USA eine neue Heimat. Doch auch nach 1945 brach die Abwanderung talentierter Wissenschaftler nicht ab. Der Nutzen, den die Vereinigten Staaten daraus zogen bzw. ziehen, liegt auf der Hand. Dieser Zusammenhang lässt die bornierte und auch volkswirtschaftlich mehr als schädliche Zuwanderungspolitik Österreichs in einem besonderen Schlaglicht erscheinen.

Vor 100 Jahren orientierten sich die amerikanischen Universitäten an dem Modell europäischer Hochschulen. Heute ist es umgekehrt.

Einer der Erfolgsfaktoren amerikanischer Wissenschaftskultur ist auch die Schnelligkeit, mit der auf neue Forschungstrends reagiert wird. Vor allem in den so genannten Life Sciences ist Geschwindigkeit ein wissenschaftlicher Erfolgsfaktor. Wer zuerst forscht, publiziert und patentiert gründet vielleicht auch eine Firma. Der Zusammenhang zwischen Spitzenwissenschaft an US-Universitäten und dem Entstehen neuer Biotechnologiefirmen ist vielfach belegt. Gleiches gilt auch für den Bereich der Telematik.

In Europa sind die beiden britischen Eliteuniversitäten Cambridge und Oxford zu Vorzeigebildungsbeispielen geworden, die auch viele Doktoratsstudenten aus dem Ausland anziehen. Beide Universitäten liefern sich auch einen Wettstreit darum, wer mehr wissenschaftliche Errungenschaften in die Wirtschaft transferiert. Oxford und Cambridge weisen zusammen mehr Spinn-offs in Form neuer Unternehmensgründungen auf als alle anderen europäischen Hochschulen zusammen. Darüberhinaus konnte Cambridge in den letzten Jahren Europas größter Biotech-Cluster mit mehr als 1.500 jungen bis etablierten Unternehmen vor seinen Toren ansiedeln.

Die Universitäten haben ihren Elfenbeinturm, so er je existiert hat, längst verlassen. Vielfältige Kooperationen mit der Wirtschaft sind inzwischen zur Lukrierung beidseitiger Vorteile und damit auch zum volkswirtschaftlichen Nutzen gang und gäbe. Dieses Potential gilt es gerade in Österreich, wo diesbezüglich ein enormer Aufholbedarf besteht, zügig auszubauen und effizienter zu gestalten.

Es wäre aber verfehlt, lediglich der Wirtschaft dienende Forschung zu betreiben. Nicht jede Forschung ist sofort anwendbar, ihr Nutzen zeigt sich oft erst im nachhinein. Vieles in der Welt der Forschung ist durch Zufall, durch plötzliche Eingebung entstanden. Zahlreiche neue Ideen entstehen auch an der Schnittstelle verschiedener Disziplinen, aus der Vielfalt der Anregungen. Wie nutzbringend dieser Humus sein kann, verdeutlicht in besonderer Weise auch das legendäre Weizmann Institut in Israel, das ebenfalls auf einen interdisziplinären Ansatz setzt. Der damit verbundene Erfolg spiegelt sich auch in den jährlichen Lizenzeinnahmen von rund 250 Millionen Schilling wider.

Renommiertere Forschungsinstitute sind zu den Aushängeschildern der einzelnen Länder und zu einem wichtigen Kompetenz-Nachweis für deren wissenschaftliche und ökonomische Leistungskraft geworden. Parallel dazu zählen Bildung und Forschung als quasi neue „Gold-Claims“ zu den essentiellen Standortfaktoren eines Landes bzw. einer Region. Deren Gewichtigkeit wird nicht zuletzt auch an der Wettbewerbskraft, der innovativen Leistungsstärke und des innovatorischen Zukunftspotentials der dort angesiedelten Unternehmen bzw. Clusters bewertet.

Mit dem Prozess der Globalisierung ergeben sich auch neue Anforderungen an die Bildungs-, Forschungs- und Wissenspolitik in unserem Land. Die alten Lorbeeren haben ausgedient. Das gravierende Ungenügen unserer Forschungsquote ist hinlänglich bekannt. Die Schwachstellen unserer Bildungspolitik legt die jüngste OECD-Studie „Education at a glance“ erneut offen gelegt. Was Österreich nunmehr allervordringlichst benötigt, ist eine geballte Aus- und Weiterbildungsoffensive, eine forcierte

Wissenschafts- und Forschungsoffensive und die Förderung einer neuen Lernkultur in den Unternehmen. Wir müssen zu einer learning society werden: „Lernen ist wie Rudern gegen den Strom“ hat Benjamin Britten einmal gemeint, „sobald man aufhört, treibt man zurück“.

Unsere Schulen müssen Absolventen ins Leben entlassen, die optimal auf die Herausforderungen von Lehre und Beruf vorbereitet sind. Dafür ist zunächst eine fundierte Allgemeinbildung unabdingbar. In einer Zeit, in der sich etwa alle 5 Jahre das Wissen der Menschheit verdoppelt, geht es dabei nicht um Anhäufung von Wissen. Vielmehr geht es um die Erstellung eines Bildungskanons, der insbesondere auch ein fundiertes Verständnis für die gegenwärtige Gesellschaft und deren Geschichte im Verständnis von reflexiven Wissen mit einschließt. Gebildet ist erst der, der sein eigenes Wissen auch einordnen kann. „Wer nur etwas von Chemie versteht, versteht auch diese nicht recht“, hat schon Georg Christoph Lichtenberg festgestellt.

Weiters müssen in den Schulen vermehrt auch Sprach-, Fremdsprachen- und IT-Kompetenz vermittelt werden. Schüler brauchen zudem ein Mindestmaß an modernen Schlüsselqualifikationen wie Teamegeist, soziale Kompetenz, Kommunikationsfähigkeit, Methodenkompetenz sowie die Befähigung und Bereitschaft zum lebensbegleitenden Lernen. Ökonomische Bildung muss zum selbstverständlichen Teil der schulischen Allgemeinbildung werden. Regelmäßiger Erfahrungs- und Wissensaustausch zwischen Schule und Wirtschaft sollte zum Schulalltag gehören.

Weiters ist das erst vor kurzem, aber äußerst erfolgreiche Konzept der Fachhochschulen dringend zu erweitern. Die Universitäten und Forschungsinstitute sind zu international renommierten Kompetenzzentren auszubauen, Forschung und Entwicklung ist im breiten Rahmen zu fördern, die betriebliche und ausserbetriebliche Aus- und Weiterbildung zu forcieren. Nur auf diesem Weg wird es gelingen, den für den einzelwirtschaftlichen und in Summe für den volkswirtschaftlichen Erfolg notwendige Infrastruktur von Wissen und Qualifikation bereitzustellen und Österreich auch in Zukunft als bevorzugten Unternehmensstandort zu positionieren.

Das Delta zum Handlungserfolg auch in der Zeit der Globalisierung hat Heraklit von Ephesos schon vor mehr als 2500 Jahren formuliert: „Heute schon tun, woran andere erst morgen denken, denn nur beständig ist der Wandel.“ Folgender Ausspruch des Staatskanzlers von Maria Theresia, Fürst Kaunitz, mag dafür als Handlungsanleitung dienen: „Vieles erscheint nur darum schwer, weil es nicht gewagt wird, vieles wird nur darum nicht gewagt, weil es schwer erscheint.“